

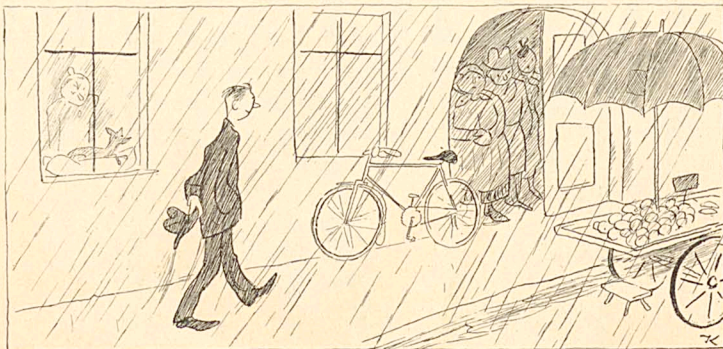
SIMPLICISSIMUS

Wunschtraum französischer Chauvinisten

(Karl Arnold)



„Die Gewalt unseres großen Napoleon komme ringsum über Alle gegen Einen!“



Flechsigs war satt / Von Willfried Tollhaus

Amandus Flechsig war der Sohn eines früh verstorbenen Kanzleiasistenten. Die kümmerlichen Versorgungsbezüge seiner Mutter würden auch dann nicht ausgereicht haben, diese, ihn und seine zwei Schwestern satt zu machen, wenn es nicht des Vaters Wunsch gewesen wäre, Amandus solle studieren. Dies Geld für das Studium sparten sich die Flechsigs im Laufe von anderthalb Jahrzehnten in des Wortes wahren Sinne vom Munde ab.

Infolge der mangelhaften Ernährung hatte Amandus eine anormale Entwicklung. Er wurde sehr groß, sehr dünn, sehr steif und sehr temperamentos. Wenn er daran dachte, daß er dereinst angestellt werden und Gehalt beziehen würde, überfiel ihn die Vorstellung, einmal ganz satt zu sein, wie ein Rausch.

Er machte den Dr. phil. und wurde als Kandidat vor Klassen gestellt. Die Jungen tobten schon, als sie ihn sahen. Hilflös stand er auf dem Katheder. Das Buch in seiner Hand schwankte. Amandus fühlte selbst, daß er als Oberlehrer unmöglich war.

Da er aus Prinzip immer das tat, was kluge Leute für das Dummste hielten, entschloß er sich, zum Theater zu gehen.

Er fand einen Direktor, der meinte, ein Mann von Bildung sei in seiner Nähe wichtig. So wurde er dritter Chorgespieler und bekam achtzig Mark im Monat. Als die Mutter und die zwei Schwestern zwei Wochen über diese Tatsache gewinkt hatten, machten sie die Entdeckung, daß sie jetzt nicht mehr so zu hungern bräuchten wie früher, und waren dem Himmel dankbar dafür.

Sobald Amandus auf der Bühne auftrat, lachten die Leute. Aber nicht lange. Auch die Anspruchslosesten merkten, daß er zwar äußerst komisch aussah, aber nicht komisch war. Diesen Irrtum nahm man ihm allgemein übel.

Amandus hatte ein Stübchen gemietet, das mit Frühstück zwölf Mark kostete. Es blieben rund sechzig Mark für die Ernährung seines röhrenförmigen Körpers, da er für Wäsche und Garderobe zunächst grundsätzlich nur die minimalsten Ausgaben zu machen gewillt war. Nach Gegenempfang ab er sich einmal fast satt,

fast, denn wenn er sich ganz satt gemacht hätte, wäre er ruiniert gewesen.

Seine Kollegen, die ihn essen sahen, behaupteten, er habe einen unsichtbaren Leib, und sein sichtbarer sei nur eine Art von Traggestell für diesen. Aber Amandus wußte es besser: Generationen von Kanzleiasistenten mit Söhnen und Töchtern hungerten in ihm.

Amandus erklärte sich selbst für einen verhinderten Dicken. Alle Flechsigs seit dreihundert Jahren wären nach seiner Meinung gern an Fettleibigkeit gestorben. Aber sie blieben wegen mangelnder Edgelegenheit spindeldürr.

In jener Zeit spielte man ein mit Recht wieder vergessenes Stück aus der byzantinischen Zeit. Flechsig hatte darin den ersten Palastwächter darzustellen, dessen Aufgabe es war, dem Publikum klarzumachen, was nun kommen solle.

Auf der Generalprobe gab es eine Sensation. Aus der Kulisse kam ein gewappneter Koloß mit Hängebacken und einem phänomenalen Umfang. Er behauptete, Flechsig zu sein. Niemand glaubte es, bis er bewies, daß seine Hängebacken von einem Stukkatueur nach seinem Gesicht geformt, in eine leichte Masse gegossen und mit Mastix so natürlich angeklebt

waren, daß sie beim Sprechen schwabberten.

Der Erfolg war ungeheuer. Die Leute glaubten nicht, daß der dünne Flechsig sich so dick machen könne. Die Direktion mußte in den Zeitungen veröffentlichen, er sei es wirklich gewesen. An den Stammtischen fand man, das sei die wahre Kunst, und man könne stolz sein, seine so hervorragenden Gestalter im städtischen Ensemble zu haben.

Flechsigs Gage ging jetzt sprunghaft in die Höhe. Zuerst erlaubte ihm das, zehnmal zwanzigmal und zuletzt täglich zu Mittag und zu Abend zu essen. Außerdem konnte er für die Zwischenmahlzeiten ein Stück der märchenhaften Kalbsleberwurst kaufen, die der beste Schlächter der Stadt herstellte. Er brachte sie in der legendenumwobenen Aktentasche unter, in der er von jeher all das Seine mit sich zu tragen pflegte. Wenn er dann, traumverloren und von den begeisterten Blicken der wahren Kunstfreunde ehrfürchtigsvoll begleitet, durch die Straßen ging, brachte er es fertig, mit der einen Hand in diese Aktentasche zu fassen, mit sanftem Druck einen hübschen Ballen Leberwurst aus dem Fettdarm zu drücken und ihn mit einer ihren wahren Sinn verschleiernden Bewegung — wozu ist man Schauspieler? — in den Mund zu bugsieren.

Trotzdem blieb er knochenmager. Man gab ihm den Falstafel. Er machte sich so dick, daß kaum noch für seine Mitspieler Platz auf der Bühne blieb. Die Zeitungen aber schrieben „Unser Amandus“. Der Direktor bot ihm das Du an.

Die Flechsigs teilziptierten an seinem Triumph. Es gelang, die Töchter des Hauses so verlockend zu machen, daß sie sich verheirateten. Ob dieses großen Glückes starb die Mutter.

Der Name Dr. Amandus Flechsig wurde bald in allen Theaterbüros genannt. Eine sehr große Bühne bot ihm auf drei Jahre fünfzehnhundert Mark im Monat. Er nahm an. Bei seiner Abschiedsvorstellung brüllte die Familie seines Stammvaters gemeinsam mit dem genialen Verfettiger der Kalbsleberwurst: „Wiederkommen! Wiederkommen!“

In seinem neuen Wirkungskreis lebte sich (Schluß auf Seite 29)

Später Wanderer

Von Hermann Sendeibach

Im kleinen Hauje an des Dorfes Rande
Brennt schon ein Licht mit ruhevullem Schein.
Doch weit vor mir liegt bleich der Weg im Lände
Und ruft in Nacht und Dunkel mich hinein.

Wie gern beträt' ich grüßend diese Schwelle,
Vielleicht wär' da ein Kind mit lichtigem Haar,
Ich fäß' am breiten Tische in der Helle,
Man gäß' mir Brot und bß' den Krug mir dar.

Will ich der leichte Vorhang nicht bewegen,
Und wird die Tür von niemand aufgemacht?—
Ich heb' die Hand zu stillern Gruß und Segen
Und schreite einsam in die stumme Nacht.

Die Richter von Kowno und die Gerechtigkeit

(Olaf Gulbransson)



Marianne

(E. Thöny)



„Ihren Arm, Iwan! Man hat es gewagt, mich vor ein fait accompli zu stellen!“

Fleischig war satt

(Schluß von Seite 26)

Amandus erst ein, als er das richtige Wirtshaus und die richtige Kalbsleberwurst gefunden hatte. Sein künstlerischer Erfolg als dünner Mann, der dicke Leute spielt, blieb ihm treu.

Da geschah das Unfaßliche.

Fleischig nahm zu Seine Figur wurde normal! Ein Bäuchlein blühte unterm Hosensack auf. Schließlich war er so fett, daß sich keine Hängebacken mehr ankleben ließen, weil sie in natura da waren.

Daß ein Dicker einen Dicken spielt, ist nichts Auffregendes. Nun sah er erst, daß eigentlich immer nur Dr. Amandus Fleischig auf der Bühne gestanden hatte, einmal so, einmal so verkleidet. Er war sozusagen als Hochstapler entlarvt. Das Publikum und die Direktion entzogen ihm ihre Gunst. In den Zeitungen stand, er sei ein miserabler Schauspieler. Die bissigen Kollegen rieten ihm, dünne Leute zu spielen. Das sei freilich schwieriger als dicke.

Das Engagementsende kam in Sicht.

Fleischig wurde sich klar darüber, er müsse wieder dünn werden, oder er stehe vor dem Nichts. Da ging er zu einem Arzt. Der wollte ihn ins Bett legen und ihm dreimal am Tag nur eine Tasse Milch geben. Er entwich zu einem anderen. Dieser schrieb ein Abkommen mit einem Bäcker über nicht verkaufte Semmeln zu haben, denn er schlug vor, Fleischig möge sich in seiner Klinik nur mit ihnen ernähren. Habe er Durst, dann werde er einen nassen Wickel bekommen.

Gegenüber solch teuflischen Martern hatten auch die Fleischigs vor ihm gerade zu ein Wohlleben geführt.

Schließlich fand sich ein Medikus, der ihm vorschlug, sich das Essen und Trinken langsam abzugewöhnen und etwa täglich ein Zwanzigstel weniger zu konsumieren als am Tage vorher.

Darauf ließ sich Amandus ein, obwohl er selbst nach diesem Plan von zwanzigsten Tage nach Beginn der Kur verhungern mußte.

Am fünften Tage fühlte er sich bereits so entkräftet, daß er eine Pause machen, das heißt auf dieser Station länger verweilen mußte.

Als er sich zur weiteren Verringerung seiner Tagesration entschloß, trat die sehr ernste Frage an ihn heran, ob er künftig auch auf Kalbsleberwurst verzichten müsse. Wurst oder Nicht-Wurst, das war jetzt die Frage. War ihm das Leben Wurst und Wurst ihm Leben? „Ob's edler im Gemüt, die Pfeile und Schleudern des wütenden Geschicks erdulden — oder sich waffend gegen einen See von Plagen, durch Widerstand sie enden?“

Erfolg, Frauenliebe, Freundschaft — alles konnte bitter schmecken. Darin lagen nicht die Freuden des Lebens. Aber: Geräucherter Schweinskopf, Speck mit Bohnen, Haxen in jeglicher Gestalt, Bratkartoffeln, Knödel, Preßsack — weißer und roter —, Wurst in allen Varianten, das waren höchst zuverlässige und angenehme Realitäten, deren Reiz, gesteigert durch das dunkelste Ammenbier, das es gab, die Unbequemlichkeiten eines Erdenlebens zum wenigsten mildern, wenn nicht sogar aufheben konnten.

Hatte ihm nicht einer dieser verruchten Medizinmänner gesagt, wenn er so weiter lebe wie bisher, wäre er „ohnedies bald hin“?

„Nun wohl!“ sagte sich Amandus, „ich entschieße mich zu einem Selbstmord

ohne Waffe oder Gift! Ihr, die Ihr Euch mit Dolch, Pistole, Strick, Gift oder Gas aus dem Leben expediert, die Ihr Euch von Felsen stürzt oder im Wasser ertränkt, selbst Ihr nicht alle grauenvoller als ich, da ich mich mit Dingen morde, die einen das Leben lieben lassen müssen!“

Seit er sich über diese Methode seines Selbstmords im klaren war, steigerte er seinen gastronomischen Konsum ins Gigantische.

Freilich, wenn er seine Mahlzeit beendet hatte, tat sich vor ihm das schwarze Loch auf, das hinter dem letzten Gagentag lag. Dann sah er aus wie ein dicker Schwerverbrecher nach der Henkersmahlzeit vor der Hinrichtung. Aber seine heroische Absicht gelang.

Am 1. Juni lief sein Kontrakt ab. Am 28. Mai tötete ihn ein Herzs Schlag. Man fand ihn in den Anlagen auf einer Bank, die rechte Hand in der Aktentasche, ein sehr ansehnliches Stück Kalbsleberwurst umklammernd, das Antlitz lächelnd, wie einer, der vom Tisch aufsteht, an dem es ihm ausgezeichnet geschmeckt hat. Der Hunger von Generationen hatte sich in ihm gestillt. Fleischig war satt.

Lieber Simplicissimus!

Stock am Chiemsee. Eben bin ich im Begriff, ein Boot nach der Herreninsel zu mieten, als eine ältere Dame an mich die Bitte richtet, noch mitfahren zu dürfen. Ich überlasse ihr gerne den Platz gegenüber dem rudernden Bauernblutchen und erlausche folgendes Gespräch:

„Sie sind doch gewiß sehr stolz auf Ihren herrlichen Chiemsee?“
„Naa — gar net!“
„Aber dann doch wohl auf Ihr prächtiges Königsschloß?“
„Naa — aa net!“
„Ja warum denn nicht?“
„Weil i zahln muß, wenn i eina mecht!“

Wiener Scherenschnitt

Ein ehrlicher Finder, brachte Ferdinand Turlinger bald eine valutengefüllte Brief-tasche, bald einen Ring mit einem Solitär, steckte ein Perlenhalsband ins Fundbüro, bald den gesetzlichen Finderlohn und schmeichelhafte Belobigungen ein, und weil ein derartiges Übermaß von Ehrlichkeit heutzutage eine Seltenheit ist, beschloß der humanitäre Geselligkeitsverein „d' goldenen Herzen“, dem Redlichen ein Ehrenschonung zu überreichen. Der Obmann der „goldenen Herzen“ hielt eine rührende Ansprache, wies darauf hin, daß es gerade die Ehrlichkeit ist, die am längsten währt, drückte dem Gelehrten ermunternd wohlwollend die Hand und überreichte ihm eine echtsilberne Tabatiere mit der schwingungsvollen Inschrift: Dem ehrlichen Finder zur ewigen Erinnerung!

Als man endlich, die Feier spielte sich im Vereinslokal der „goldenen Herzen“ ab, gemütlich bei einem Glas Bier saß, sagte der Obmann jovial: „Alsdenn, lieber Herr, es g'raut mi wirkli ... Seg'n S', so a ehrliche Haut, wie Sö san, find't ma selten ... Na — na —, klopfe er dem ehrlichen Finder auf die Schulter, „alles was recht is, Sö kinnan stolz sei! Und grad deswegen, weil S' jo eigentli a armer Teufel sein tuan ... Wirkli — i muß Ihna no amal de Hand drucken! ... Prost — auf Ihna G'sundheit!“

„Prost!“ entgegnete der Gefeierte bescheiden, und der Obmann meinte nach einem tiefen Schluck: „Jetzt sag'n S' mir san amal, san S' denn gar nia net in Vausuchung kummen. Ihna so a wertvoll's Stückl z' bhaltan? ... De Briaffantschen mit der Valutta zum Belspül — de heßt! Ihna do außerg'rissen fürs ganze Leben!“

„Was fällt Ihnen ein, Herr Obmann“, versetzte der ehrliche Finder, dieses Ansinnen empört zurückweisend, „wie kunn i denn — wo mei' Bewährungsfrist no dreiviertel Jahr dauert!“

Auf einem Berg

Gewaltiges Rund! Himmelüberstrahl!

Weit gliedert sich das tiefe Land,

Wälderland, Weideland, der Dörfer heller Schein dazwischen,

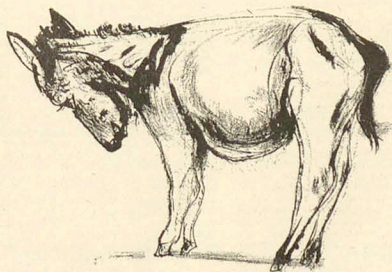
durchpflüht vom Strom, von seinem starken Arm,

der von den Felsenbergen reicht bis zu dem niedern Rand,

wo lichtlodern rot, sich häuptlings bäumend, stirbt der Tag.

Im Rücken setzt die Nacht den graumwölkten Fuß auf unsre Erde.

Friz Knitler



(J. Hegenbarth)

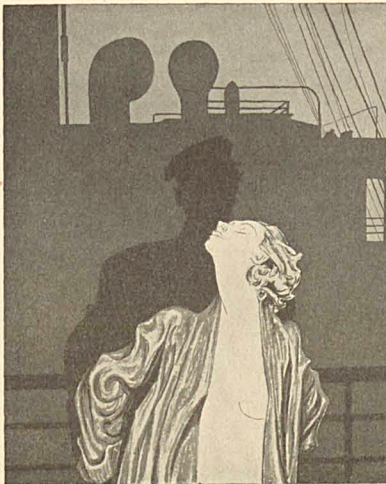
HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York. ... Das Ganze amerikanisch Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungenen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuer und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM -50, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Wir suchen den Stählein

Von Rolf Wünnenberg

In Vetschau bei Kottbus an der Spree wohnte ein vermöglicher Rentner namens Benno Stählein. Im ganzen betrachtet machte er einen normalen Eindruck, alle sechs Wochen jedoch befahl ihm der Süßerwahn, und er verschwand dann für mehrere Tage, bis ihn seine Frau, eine robuste und korpolente Dame, der diese periodischen Anwandlungen ihres Mannes naturgemäß peinlich waren, eigenhändig holmohnte.

Ich war damals für den Bezirk Kottbus Agent einer privaten Krankenversicherung, hatte einen 4/23 Hanomag Vierräder zur Verfügung und kam alle vierzehn Tage nach Vetschau, um mich mit meinem dortigen Vertreter, Herrn Willy Brandt, bei den Anwohnern mit Versicherungsvorschlägen unbeliebt zu machen.

Nur bei Frau Stählein war ich gut angeschrieben, sie vergaß nie zu einer Versicherung führte, wohl aber zu der Versicherung, daß sie eine Verhehlung meinerseits mit ihrer damals gerade abwesenden Tochter befürworten wollte. Einsteilen bereitete sie meine voraussichtliche Verlobung immer wieder durch saftigen Hasenbraten, Rehücken oder herzhafte Kaffeegenüsse vor. Die Tochter selber habe ich nie zu Gesicht bekommen. Als nun mein Vertreter den unsauberen Leichtsinns älterer Männer, was jedoch den guten Kern in ihnen nicht auszuschließen brauche, und kamen aus Frivolität zu dem Schluß, er könne nur bei einer raffinierten Circe — wir sagten ausdrücklich Circe — hängen geblieben sein, und man müsse ihn mit Sanftmut oder gar mit Gewalt aus deren Händen befreien. Diese Bemerkung war deshalb so frivol, weil der gute Stählein dem

kräftigsten Mannesalter längst entwachsen war, einen sehr maroden Eindruck machte und zu anderen Dingen als zum Saufen wohl kaum noch zu gebrauchen schien.

Aber die Circe saß, „ihm nach“, sprach sie finstler, „der kommt mir heute noch nach Hause.“ — „Ihm nach“, wiederholten wir ernst, „seine Seele muß gerettet werden.“

Wir bestiegen meinen 4/23 Hanomag und holten aus Pietät Brandts Frau mit Sie stimmte mit uns überein, daß man den Stählein noch diese Nacht erwischen müsse. Sie hatte die gleiche Statur wie Stählein und in der Ehe die Hosen an. Wir kamen bei sinkender Abenddämmerung in Kottbus an. Brandt und ich beschlossen, die beiden Frauen im ersten und einzigen Kabarett von Kottbus, dessen Namen ich eigenmächtig in Gelber Kakadu umwandelte, abzusetzen, auf daß das Warten kurzweilig sei und sie vorsichtig auf die wachsende Frivolität der kommenden Ereignisse vorbereitet würden. Hierauf gab uns die Stählein zehn deutsche Reichsmark, mit dem Auftrag, den Ausreißer postwendend zu ihren Füßen zurückzubringen.

Brandt und ich aßen zunächst einmal gründlich zu Abend. Es suchte sich besser mit vollem Magen, und außerdem wußten wir wirklich nicht, wo wir den guten Stählein finden sollten.

Anschließend gingen wir ein Haus weiter und luden Fritz und Luzy, die uns noch von früher her als weder zu tugendhaft, noch zu leichtfertig bekannt waren, zu einem Schoppen Wein ein und fragten so nebenbei, ob sie nicht einen alten, veroffenen Knacker — wir beschrieben den Stählein wenig verführerisch — hätten herumlungern sehen. Beide verneinten und bestellten den zweiten Schoppen. Das Gespräch blieb bei der Schlechtigkeit der Männer kleben. Aber mein gedroschener Vorschlag, alle einmal, so wie sie gerade herumlungern, umbringen zu lassen, wurde von den Damen ritterlich abgelehnt. Wir tranken daraufhin den dritten Schoppen.

Dann sah Brandt mich an, und ich sah Brandt an. Wir tranken in Übereinstimmung, zählten und streuten unsere Rückkehr in nahe Aussicht, indem wir leidende Mienen aufsetzten, gingen wir zur verlassen älteren Generation in den Gelben Kakadu und teilten die Ergebnislosigkeit unseres bisherigen Suchens mit. Auch sei unser Spesenkonto bereits überzogen.

Die beiden Frauen stöhnten kurz auf, und die Stählein drückte uns den zweiten Zehnmarschein in die Hand. „Bereit ihn von der Circe“, sagte sie bitter, „koste es, was es wolle.“

Brandt und ich kehrten gestärkt zu Fritz und Luzy zurück. Wir gingen zu einigen Likören über, und Fritz stellte dabei fest, ich könnte lachen wie ein Naturbursche. Das schmeichelte mir, denn ich bin für mein Leben gerne ein Naturbursche. Auch der Brandt wollte ein Naturbursche sein und fing fürchterlich an zu jodeln. Ich bin duldsam; aber dieses Jodeln erregte mein volkstümliches Gemüt. „So jodelt kein Mensch“, sagte ich zu Brandt, „so jodelt höchstens ein Pferd.“ Brandt seinerseits behauptete, Pferde könnten nicht jodeln, höchstens wiehern; er aber sei einmal in Bayern gewesen und könne jodeln. Hoidalri! — „Niemals“, antwortete ich, „niemals!“ — Der Streit wickelte sich zwischen dem dritten und vierten Edelkrach ab und führte zu offenkundiger Feindschaft. Wir trennten uns, das heißt ich trennte mich. Ich nahm Fritz am Arm und ging drei Tisch weiter. Ich bestellte dort eine Flasche Liebfrauenmilch und wurde sehr sentimental. „Du hast ein Gemüt“, sagte ich zu Fritz, „dann weißt du auch, was volkstümlich ist, das kann kein Jodler gewesen sein.“ — „Laß ihn“, sagte Fritz läthig, „der Brandt ist kein Naturbursche. Nur du bist ein Naturbursche.“ Das zu hören tat mir gut. Ich überdachte meine Mittel. Ich wollte dem Brandt zuvorkommen und ging erneut zum Gelben Kakadu. „Ich kann ihn nicht finden“, sagte ich scherzvoll zur älteren Generation. „Der Brandt schleppt sich alleine von Circe zu Circe. Mich

Blinder Eifer

Der Verfasser dieser Zeilen zählt seine Wenigkeit zu den Lutheranern, und der freundliche Leser und die noch lebenswürdigere Leserin mag den Zwinglianism, Calvinisten, Baptisten oder Methodisten angehören; trotzdem wird sie die kleine Geschichte, die den Vorzug historischer Treue hat, interessieren, auch wenn sie „im Katholischen“ spielt; sie ist dem Verfasser vom leutseligen katholischen Priester eines Bremer Nachbarorts glaubwürdig berichtet:

Kommt da neulich bei der Bremer Postverwaltung ein nach außen absenderloser Brief an mit der heutzutage immerhin nicht alltäglichen Anschrift „An den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Bremen“. Der zuständige Beamte schüttelt den Kopf und stellt den Schreibbrief einem geistlichen Herrn zu, den er für den äitesten und damit würdigsten Vertreter des weiland Erzbischof von Bremen hält. Dieser — ein Gemütsmensch durch und durch — fühlte sich bei aller geziemenden Achtung vor seinem Amt und der Fingigkeit der Post zur Öffnung des geheimnisvollen Schreibens doch nicht legitimiert, sondern gab es mit schriftlichem Kurzvermerk an die Post zurück: „Adressat 1558 als Leiche nach Verden verzogen!“ Nun hatte zwar die Post nach bestehenden Gesetzen und Verkehrsübung die Möglichkeit, den Schrieb zur Feststellung des Absenders von Amts wegen zu öffnen. Da sie es aber nach der

zitierten Rückschrift mit einer immerhin nicht mehr ganz jugendlichen Leiche zu tun hatte, zog der zuständige Beamte es aus Pietätsgründen vor, den Inhalt des Schreibens, der ja für Staat und Kirche bedeutungsvoll sein konnte, unter Assistenz eines Geistlichen, und zwar des Rückschriftlers, zu exhumieren. Und da ergab sich dann zu allseitigem Spaßvergügen die Tatsache, auf die der verwiegte Erzbischof von Bremen sicherlich auch von oben milde heruntergelächelt hat:

Ein Frankfurter Agent offerierte dem Herrn Bischof etwas versapfitt, aber von Herzen kommend — — Abschluß einer Lebensversicherung!! Er sei selbstverständlich gerne bereit, den Hochwürdigsten Herrn „zwecks Näheres“ persönlich aufzusuchen und so. Pfarrer und Postbesitzer trennten sich schmunzelnd mit dem aufrichtigen Wunsch für den Absender, daß das Wiedersehen „zwecks Näheres“ noch gute Weile haben möge. Daß im übrigen ein solcher Versicherungsvorteil einmal in den Himmel kommt — darüber bestehen wohl diesseits keinerlei Zweifel. F. K.

Auskunft

Hansi spielt mit seinem Roller. Da kommt scharf um die Ecke ein offener Rennwagen. Der Chauffeur fragt: „Komm ich hier in die Kochstraße?“ Hansi setzt den Fuß auf den Roller: „Ha. Sie könnet grad hinter mir drein fahren!“

Der Wald

Am Nordrand unserer guten Stadt liegt der Stadtwald. Er ist korrekt und sauber mit Stachelrind eingefaßt. An den Eingangswegen gibt es hohe Holztafeln, darauf steht, nach Paragraphen geordnet, was alles verboten ist. In diesem Wald bewegen sich drei oder vier Aufsichtsbeamte. Diese Männer tragen eine waldgrüne Dienstmütze mit dem Stachelrind vorne. In der Hand haben sie einen dicken Eichenstock mit scharfer Eisenspitze dran. Manchmal picken sie, ihrer Dienstvorschrift entsprechend, mit der Stockspitze ein herrenloses Stullenpapier oder einen Straßenbahnfahrtschein auf.

Diesen unseren braven Wald durchquert nun neulich ein Mann, der, nach seiner äußeren Aufmachung zu urteilen, dem Verein der Landfahrenden angehört. Durchqueren ist gestattet. Aber was der Mann weiter tut, ist nicht gestattet. Er stellt sich nämlich an einen Baum, ja, an einen Baum und will, Da aber taucht plötzlich so ein Mann mit grüner Mütze und Eichenstock auf und sagt: „Sie, Männeken — eigentlich müßte ich Sie jetzt zu Protokoll geben — so was ist im Wald verboten — —!“ Der Attentäter bringt sich schleunigst in Sicherheit, bleibt dann stehen, dreht sich um und sagt mit unendlicher Verachtung: „Wat? Det hier soll 'n Wald sind? Nee, Männeken — een Wald, wo man nich in pinkeln darf, det is keen Wald — —!“

Das Mädchen aus der Fremde

(R. Kriesch)



„Jetzt bin ich acht Tage hier, aber von dem ‚goldenen Münchner Herz‘ hab‘ ich noch nichts gespürt.“ — „Moana S‘, weil S‘ steh’n müass’n? Bei uns ham d‘ Männer ‘s Herz halt net am Hintern!“



„Tja, es is nich so leicht, Emigrant zu sein.“ — „Nu, Sie müssen sich eben akklimatisieren! Ich zum Beispiel schimpfe bereits nur mehr auf die französische Regierung.“

Die Briefmarke / Von Anton Schnack

Sie fankelte auf fremden Briefen
Und war vielleicht von Robinson.
In ihrem Glanz Gefahren schliefen,
Schiffbrüche, Gift und Trommellon.
Fidschinseln, Tasmanien, Samoa.

Es war verrucht, dem Weg zu folgen,
wer weiß woher, wer weiß von wem.
Er ging vielleicht durch Taifunwolken
Zu einem Prinz mit Diadem.
Siam, Java, Celebes.

Sie roch nach Tee, nach Sumpfund Flüssen,
Nach Öl, Basar und Honigmarkt,
Nach Tieren, Salz und Regengüssen,
Nach Wurzeln, aus dem Sand geharkt.
Indochina, Neuseeland, Kolumbien.

Es war darin das Licht von Häfen,
Die Musik aus der Whiskybar,
Das Blut von nachts durchschoss'nen Schlü-
Und niemand wußte, wer es war. Ißen.
Saloniki, Singapor, Bombay.

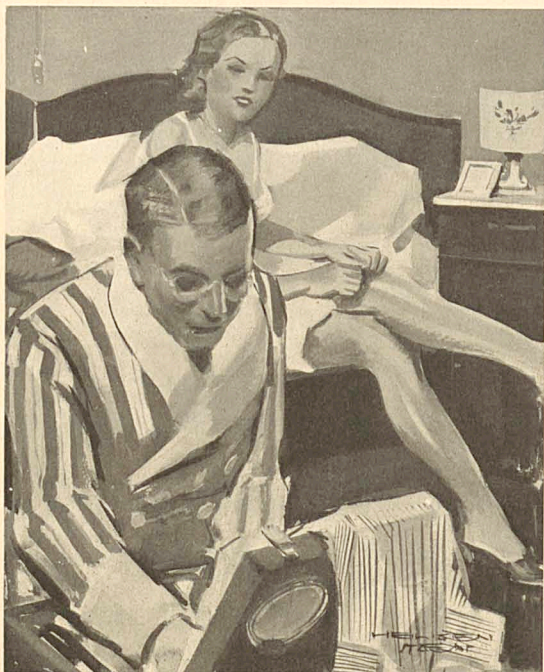
Geklebt von fiebernden Kaufleuten
In einer Urwaldfaktorei,
Gefüllt mit blauen Schlangenhäuten,
Umgüllt vom Papageienschrei.
Madagaskar, Mosambik, Goldküste.

Gesandt von waldverscholl'nen Jägern
Mit Vatersnamen, lang schon fort,
Von Tramps, Pelzhändlern, Fichtensägen,
Gequält von Heimweh, Rausch und Mord.
Alaska, Labrador, Neufundland.

Botschaft vom Segelschiffmatrosen,
Im Sturm ertrunken bei Kap Horn,
Nachricht vom Tunichtgut, verstoßen
Von Vaterwut, von Mutterzorn.
Chile, Feuerland, Brasilien.

Es war verrucht, nachts nachzugrübeln
Dem angeheuren Bilderspek
Von Abenteuer und von Übeln,
Von Hungersnot, Gold und Betrug.
Haiti, Jamaica, Californien.

Schicksal war eingebrannt der Marke,
Schicksal schrie aus dem Bilderfeld,
Dem Knaben war sie Trümerbarke:
Sie fuhr ihn in die weite Welt.



„Rauch' wenigstens, Egon, damit ich doch merke, daß ich verheiratet bin!“

Tu felix Austria

Südbahn 1911

Ich stehe am Bahnhof in X, und erwarte Freunde. Überraschenderweise hat der Zug keine nennenswerte Verspätung. Immer deutlicher hebt sich der alt-österreichische Funkenfänger des Lokomotivschlotts vom Abendhimmel ab. Mein Freund, der Stationsvorsteher, bereitet sich zur Aktion vor.

„Was manen S?“, wendet er sich an mich, „wo lass'n mir ihm heut' reif'fahrn? Lass'n mir ihm rechts reif'fahrn, lass'n mir ihm links reif'fahrn, oder lass'n mir ihm g'lei' in der Mitten reif'fahrn?“

Ich starre ihm bloß ins Gesicht. „Ob mir ihm rechts reif'fahrn lass'n soll'n, oder links, oder g'lei' in der Mitten?“

„Ja, Mann, wissen Sie denn das jetzt noch nicht, der Zug ist ja schon beinahe an der Weiche!“

„Aledann, falls Sie nix dagegen hab'n, man i, mir lass'n ihm heut' amol in der Mitten reif'fahrn.“

Spricht's und stellt die Weiche, über die gleich darauf polternd der Zug einläuft.

Auf derselben Bahnstrecke, im Zug, ich bin verspätet zugestiegen, benötige deswegen eine Zuschlagskarte. Als ich mich mit reichsdösterreichischer Pflichttreue an den Zugführer wende, hat er gerade keine Zeit.

„Bitte vorläufig nur sitzen zu bleiben, i komm später, i hab' jetzt grad' kei Zeit.“

Nach zwei oder drei Stationen — der Zug-

führer hat sich immer noch nicht sehen lassen — versuche ich es nochmals.

„Aber bitte, bleib'n S' doch auf Ihrem Platz, i komm scho, 'Jetzt hab' i halt grad' kei Zeit net.“ Trotz aller Höflichkeit war der Ton bereits eine Nuance schärfer geworden. Ich riskiere deswegen keinen neuen Vorstoß mehr. Als er aber kurz vor meiner Endstation zufällig im Wagen sichtbar wird, wage ich ihn doch noch einmal zu erinnern, mit dem Hinweis darauf, daß ich gleich werde aussteigen müssen und möglicherweise an der Sperre Schwierigkeiten haben werde.

„Aber bitte, i hab' Ihnen doch g'sagt, daß ich keine Zeit hab'!“

„Ja, was soll ich dann Ihrem Kollegen an der Sperre sagen, wenn ich Anstände bekomme?“

„Dann sagen Sie ihm halt: Der Franzl hätt' kei Zeit g'habt.“

Gleich darauf ist der Zug in der Station und ich an der Sperre.

„Fahrkarten, bitte. Ja, wo haben denn Sie Ihre Zuschlagskarte?“

„Bitte, ich soll Ihnen ausrichten: Der Franzl hätt' kei Zeit g'habt.“

„So, so. Der Franzl hat kei Zeit g'habt. Nachher i' scho recht.“

Und schon durchschreite ich die Sperre!

Lieber Simplicissimus!

Mein Junge verlangt bei Tisch zum drittenmal seine Lieblingspeise, was ihm die Mutter abschlägt: „Das wird zuviel, da

kriegt du Magenerweiterung.“ Schlagfertig entgegnet er: „Das wär' ja grad recht, dann geht noch mehr hinein.“

Eheleute saßen zusammen und philosophierten. „Wer hat eigentlich das Gesetz der Trägheit erfunden?“ fragte die Frau. Der Mann brummte: „Dein Dienstmädchen.“

Anton haben sie das Auto gestohlen. Anton regt sich nicht auf. „Warum regst du dich nicht auf, Anton?“ „Weil ich den Dieb kenne.“ „Warum zeigt du ihn nicht an, Anton?“ „Weil ich erst warten will, bis er mit allen Reparaturen und der neuen Lackierung fertig ist.“

Verwandlung

Von G. Bode

„Ach Gott!“, sagte die siebzehnjährige Steffi, „wenn man heute den alten Doktor Petronjewitsch sieht, kann man sich gar nicht vorstellen, daß dieser gichtische, alte Brummbär die Idee meiner Mutter und aller ihrer Freundinnen gewesen ist.“

„Du bist ein Kind, Steffi“, lächelte Frau Inge, „es ist doch selbstverständlich, daß ein Mensch im Ablauf von zwanzig oder dreißig Jahren ein anderer wird. Ich habe aber den Fall erlebt, daß ein Mann sich vor meiner Augen in allem und jedem binnen einigen Wochen vollständig verändert hat.“

Frau Inge schaut von der Terrasse in den blühenden Garten und lächelt ein wenig wehmütig. Aber Steffi läßt der erwachsenen, klugen und erfahrenen Freundin keine Zeit, nachzudenken. „Binnen wenigen Wochen, sagst du? Oh, wie aufregend! Wann war das? Wer war das?“

Inge lächelt, spielt vertraut mit dem Strohhalm in ihrem Glas und verjüdt zu trinken. „Du hast ihn nie gekannt, er war nicht in Wien, aber wenn du ihn gekannt hättest, hättest du dich ebenso in ihn verliebt wie alle anderen Mädchen und wie ich. Er war charmant, ein bezaubernder Hofmacher, großzügig, ein Mann, der die Frau, die er liebte, mit Blumen und Geschenken überhäufte. Ein blinder Sportsmann, jeden Morgen um sieben schon auf dem Sportplatz.“

„Herrlich!“, seufzte die Kleine. „Und du warst immer mit ihm?“

„Immer. Bei Tag und bei Nacht. Und es gab keine Stunde, die langweilig gewesen wäre. Er war gelostreich, ironisch, witzig ... er war wundervoll.“

„Und dann?“ Steffi sah gespannt zu ihrer schönen Freundin auf. Es mußte herrlich sein, von einem solchen Manne geliebt zu werden.

„Dann? Dann kam die große, die schreckliche Veränderung. Ich hätte darauf geschworen, ihn ganz zu kennen ... aber plötzlich war er nicht mehr charmant, im Gegenteil: er war schlecht gelaunt und mürrisch. Der alte, geliebte Mann war ein Nörgler geworden. Die Zeit der Geschenke war vorüber. Er war fast ganz geworden.“

„Entsetzlich! Ein geiziger Mann!“ flüsterte die Kleine Steffi.

„Und was das merkwürdigste war: der große Sportsmann wurde faul, schief bis zehn Uhr und gab jedes Training auf, bis er sogar Fett ansetzte.“

„Geschah das nicht vielleicht unter hypochondrischem Einfluß?“ fragte erschüttert Steffi, die ihre Freundin mit einem Male tief bedauerte.

Aber Inge schüttelte den klugen Kopf. „Nein, mein Kleines, leider braucht es keine Hypochondrie, um aus einem geistreichen Menschen einen Durchschmittsidioten zu machen, der sich nur für sein Essen interessiert.“

Steffi schauderte. Wahrscheinlich, es gab Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen ein kleines Mädchen keine noch so blasse Ahnung hatte. „Und wenn hat sich der Mann so entsetzlich verändert?“ fragte sie zitternd vor Aufregung.

Frau Inge erhob sich, nahm ihren Mantel und schien die Frage überhört zu haben.

„Inge, wann geschah diese furchtbare Veränderung?“ wiederholte das junge Mädchen.

„Zwei Monate nach unserem Hochzeitstage.“

Keine Auslandsware!

(W. Schulz)



„Hast net g'les'n, Franzl, daß in Paris dö g'straft wern, wo si auf dö Gartenbänk' ‚in leidenschaftlicher Weise' abusseln? — „Is mir wurscht, G'schmacher!; mir bleib'n bei der deutschen Mode!“

Nur nichts überstürzen!

Jeder weiß aus dem Kalender,
daß der p. p. „Alles-Wender“
Frühling nun begonnen hat.
Und wer's daraus nicht erfahren,
merkt es, weil er — je nach Jahren —
äußerst regsam oder matt.

Wie im Zoo die Krokodile,
neigt der Mensch zum Liebesspiele,
vorläufig jedoch zu Land,
Und im Tiergarten ist nützlich
jetzt der „Bank-ran“ schon beträchtlich,
und es tut sich allerhand.

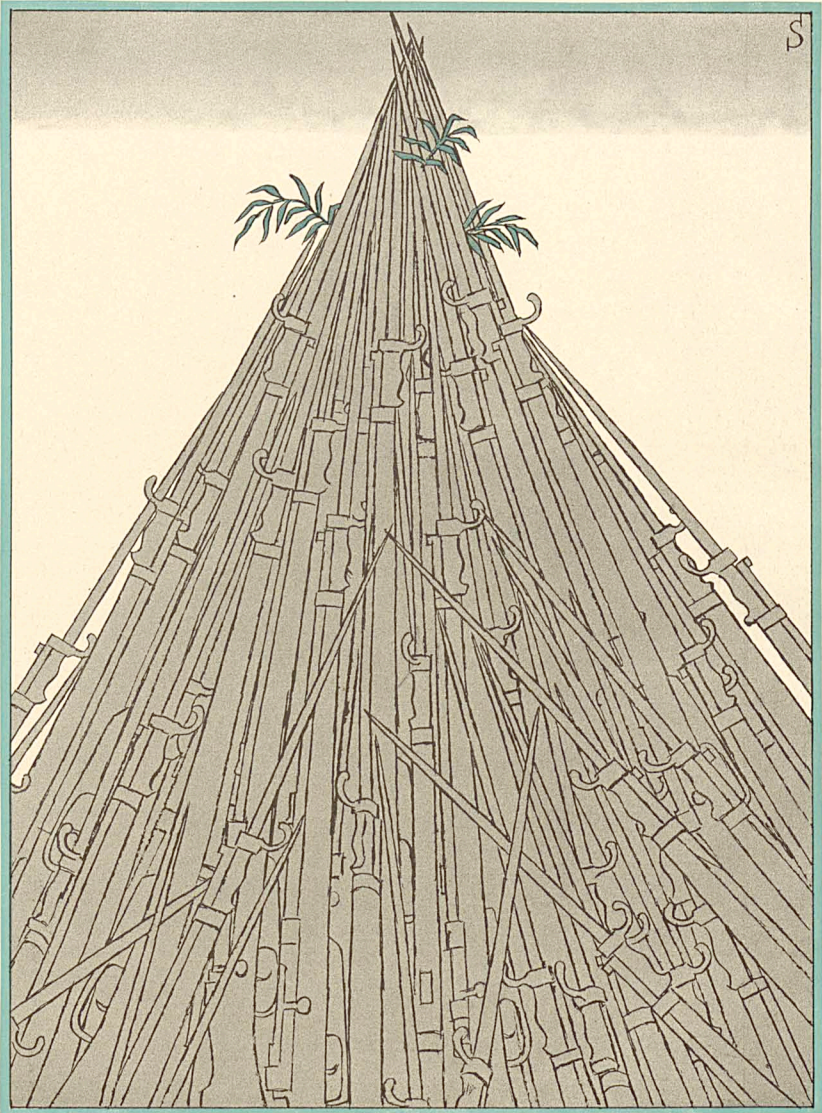
Doch wenn Winterstürme wehen,
ist die Bank oft frisch gestrichen,
und dann macht die Braut Radau!
Darum warte noch ein Weilchen
und sei lieber wie ein Veilchen
abends still verhorgen blau.

Und wenn dann die Primeln sprießen,
wirst du es vielleicht begrüßen,
daß du weislich dich gesönt!
Denn die Liebes-Konjunktur steigt,
wie sich das in der Natur zeigt,
weiter bis zum Wonnemonat — — —

Benedikt

Zu Palmarum

(E. Schilling)



Mit etlichen Millionen Stahlbajonetten will Mussolini die Friedenspalme stützen? Wenn man dann nur vor lauter Stützen den Baum noch sieht!